



Roger
Rosenblatt

*An jedem
neuen Morgen*

Eine Familiengeschichte

ullstein

Roger Rosenblatt

An jedem
neuen
Morgen

Eine Familiengeschichte

Ullstein

Wenn man in Kaffeesatz nach einem verlorenen Zahn sucht, besteht der Trick darin, sich nicht von den Klumpen beirren zu lassen. Um ganz sicherzugehen, muss man jeden einzelnen Klumpen zwischen Daumen und Zeigefinger zerreiben und schmutzige Hände eben in Kauf nehmen. An diesem Morgen suchen Ginny und ich seit gut zwanzig Minuten im Küchenabfall nach dem linken oberen Schneidezahn unserer siebenjährigen Enkelin Jessica. Bereits seit Tagen locker, fiel der Zahn schließlich in ein Schälchen Froot Loops. Ich fischte ihn heraus und wickelte ihn in eine Papierserviette ein, die ich auf den Küchentresen legte; leider hatte Ligaya, Bubbies' Kindermädchen, die Serviette versehentlich in den Müll geworfen. Bubbies (eigentlich heißt er James) ist zwanzig Monate alt und das jüngste Kind unserer Tochter

Amy. Insgesamt sind es drei. Dem fünfjährigen Sammy ist unsere Zahnsuche schnurzegal. Jessie selbst weiß gar nichts davon; wir hoffen, den Zahn zu finden, weil Jessie sehnlich auf die Zahnfee wartet.

Seit dem 8. Dezember 2007, 14:30 Uhr, besteht unser Leben aus derartigen Aktivitäten. Vor sechs Monaten ist Amy gestorben; heute ist der 9. Juni 2008. An ihrem Todestag führen Ginny und ich von Quogue an der Südküste von Long Island – dort steht unser Haus – nach Bethesda, Maryland, wo Amy und ihr Mann Harris lebten. Harris lud uns ein, bei ihnen einzuziehen, und seitdem sind wir hier. »Wie lange bleibt ihr denn?«, fragte Jessie am nächsten Morgen. »Für immer«, sagte ich.

Amy Elizabeth Rosenblatt Solomon, 38 Jahre alt, Kinderärztin, Frau des Handchirurgen Harrison Solomon und Mutter von drei Kindern, kollabierte auf dem Laufband im Familienzimmer ihres Hauses, als sie gerade trainierte. »Jessie und Sammy haben sie gefunden«, informierte uns Carl, unser ältester Sohn, am Telefon. Carl lebt in Fairfax, Virginia, nicht weit von Amy und Harris, zusammen mit seiner Frau Wendy und ihren Söhnen Andrew

und Ryan. Jessie war nach oben zu Harris gerannt. »Mommy sagt nichts mehr«, platzte sie heraus. Harris rannte nach unten und versuchte sie zu reanimieren, doch gelang es ihm nicht, ihr Herz wieder zum Schlagen zu bringen.

Die Todesursache lautete »plötzliches Herzversagen aufgrund einer Anomalie der rechten Herzkranzgefäße« – ihre beiden Koronararterien versorgten ihr Herz von derselben Seite mit Blut. Normalerweise befinden sich die Koronararterien zu beiden Seiten des Herzens; falls eine versagt, kann die andere die Arbeit übernehmen. Bei Amy verliefen sie nebeneinander. Wahrscheinlich waren sie zwischen Aorta und Pulmonalarterie eingeklemmt worden; bei körperlicher Anstrengung kann es passieren, dass sich die Pulmonalarterie erweitert. Amys Herz wurde von der Blutversorgung abgeschnitten. Die Wahrscheinlichkeit eines derartigen Syndroms ist verschwindend gering; sie hätte jederzeit daran sterben können.

Die Klarheit dieser Worte hätte sie bestimmt begrüßt. Amy hatte schon als kleines Kind nicht gern um den heißen Brei herumgeredet, sondern intuitiv gewusst, wie man bestimmte Situationen realistisch einschätzte. Sie hatte eine breite, offene Stirn, dunkles, beinahe schwarzes Haar und haselnussbraune Augen. Sie war gleichermaßen selbst-

bewusst wie selbstlos; wenn sie einen ansah, konnte man sicher sein, dass ihr garantiert nichts anderes durch den Kopf ging.

Ihre unverblünte Art führte bisweilen zu heftigen Auseinandersetzungen, besonders mit ihren zwei Brüdern. Carl und John, unser Jüngster, wollten jedes Mal schier im Boden versinken, wenn sie sich die beiden etwa vorknöpfte, weil sie in ihrem Zimmer herumgetobt hatten. Aber sie hatte auch einen feinen Sinn für Humor. Kurz vor dem Abschluss ihres Medizinstudiums an der Universität von New York wurde ich von ihren Kommilitonen gebeten, eine Rede auf der Feier zu halten. Zudem erlaubt es die Tradition der Uni, dass ein Ehemaliger dem aktuellen Absolventen die Kapuze seines Talars überstreift, was Harris übernehmen sollte, der ein Jahr zuvor an der NYU promoviert hatte. Am Abend vor der Zeremonie fragte ein Freund beim Abendessen: »Na, Amy, ist das nicht fantastisch? Dein Dad hält die Rede, und dein Verlobter besorgt den Rest.« Worauf Amy antwortete: »Ja, wirklich toll. Und wie findet ihr, dass ich mein Studium abgeschlossen habe?«

Doch ihr Sinn für Klarheit trug auch zu ihrer Sensibilität bei. Als sie sechs Jahre alt war, fuhr ich sie und drei ihrer Freundinnen zu einem Kindergeburtstag. Eins der Mädchen erbrach sich wäh-

rend der Fahrt, weil ihr schlecht geworden war. Die beiden anderen rückten schauernd von ihr ab, weil sie es so eklig fanden, und in gewisser Weise konnte ich sie sogar verstehen. Amy hingegen nahm ihre Freundin in den Arm und tröstete sie.

Zuvor hatten Ginny und ich in einem Haus mit fünf Zimmern gelebt, mit großer Bibliothek und geräumiger Küche. Nun bezogen wir ein Schlafzimmer mit angrenzendem Bad – das Gästezimmer neben dem Fitnessraum, in dem wir bei unseren Besuchen immer untergebracht waren. Wir stellten eine Kommode und einen Schreibtisch hinein, und Harris besorgte einen Fernseher und einen Teppich. Was so aussehen mochte, als hätten wir an Komfort eingebüßt, doch stellten wir keine Ansprüche. Außerdem haben wir ja immer noch unser Haus in Quogue.

Ich stellte fest, dass mir die Lust am Schreiben vergangen war; ich brachte keine Zeile mehr zu Papier. Meiner Arbeit als Dozent ging ich aber weiterhin nach. Für gewöhnlich fahre ich sonntags nach Quogue zurück, gebe Anfang der Woche meine Seminare in Englischer Literatur und Krea-

tivem Schreiben an der Stony Brook University und fahre anschließend wieder nach Bethesda. Die Fahrt dauert ungefähr fünf Stunden, und zweimal muss ich volltanken, trotzdem ist es immer noch schneller und bequemer als per Bahn oder Flugzeug.

In den ersten Wochen nach Amys Tod rastete ich jedes Mal aus, wenn mir ein Sonntagsfahrer in die Quere kam. In Geschäften fing ich grundlos Streit mit Verkäufern an. Ich schnauzte eine meiner Studentinnen an, die mich wegen eines Referats anrief. Ich kochte vor Wut über die Leute, die sich nur in den üblichen Klischees äußerten, davon sprachen, Amy sei »heimgekehrt« oder »von uns gegangen«. Ich verfluchte Gott. Mein Glaube an ihn ließ mich Amys Tod besser verstehen, aber nur, weil der Gott, den ich mir vorstelle, alles andere als ein Wohltäter ist. Ihm sind wir egal. Ein Freund von uns war gerade in Jerusalem, als er die Nachricht von Amys Tod erhielt. Er trat mit voller Wucht gegen die Klagemauer und brüllte: »Fick dich ins Knie, du Arschloch!« Und genau das hätte ich auch gesagt.

Welche ist Jessies Lieblingswinterjacke? Die blaue, nicht die pinkfarbene, auch wenn Pink ihre Lieblingsfarbe ist. Sammy mag am liebsten Vollmilch zu seinen Froot Loops oder Cheerios. Er

nennt sie »Kuhmilch«. Jessie trinkt nur Sojamilch, am liebsten ein Glas zum Frühstück. Sammy trinkt lieber Wasser. Wichtige Informationen, die wir uns schnell merken mussten. Sammy sieht sich als den silbernen Power Ranger, Jessie identifiziert sich mit dem pinkfarbenen. Sammys Freunde heißen Nico, Carlos und Kipper, Jessies Freundinnen Ally, Danielle und Kristie. Es mussten Dates mit Spielgefährten ausgemacht, Kindergeburtstage arrangiert und Klassenarbeiten unterschrieben werden. Sammy geht auf eine private Vorschule, die Geneva Day School, Jessie auf die Burning Tree, die örtliche Grundschule. Und die Stundenpläne mussten wir auch erst mal auswendig lernen.

Ich hatte ganz vergessen, wie die Welt kleiner Kinder funktioniert, und musste mich erst langsam wieder daran gewöhnen. Sprechende Spielzeugfiguren wurden wieder Teil meines Lebens. Bin ich mit den Kindern auf einem Flughafen unterwegs, dringen plötzlich dunkle Stimmen aus einem Koffer, als würde eine Bauchrednerpuppe aus einem Horrorfilm sprechen. »Bis zur Unendlichkeit und noch viel weiter!«, sagt Buzz Lightyear. »Hilfe!«, ruft ein sprechendes Telefon. Und noch ein Spielzeug sagt: »Ich bin ein Schweinchen. Können wir jetzt aufhören?«

In diesem Zusammenhang waren zwei Dinge

für uns von unschätzbarem Wert. Zum einen verschickte Leslie Adelman, eine Freundin von Amy und Harris, eine Rundmail, in der sie Freunde und Nachbarn einlud, etwas für uns zu kochen. Zuerst antworteten unsere Schwiegertochter Wendy, Laura Gwyn, eine weitere Freundin, und Betsy Mencher, die mit Amy zur Uni gegangen war. Bald hatten sich mehr als hundert Leute gemeldet – befreundete Mütter und Väter, Kollegen von Amy und Harris, die alle möglichen Leckereien in einer blauen Kühltasche deponierten, die wir vor die Tür gestellt hatten. Von Dezember bis Juni wurden wir jeden zweiten Abend mit Essen versorgt, so reichlich, dass wir auch an den anderen Tagen wahrlich nicht zu hungern brauchten.

Zum anderen war da Bubbies' Kindermädchen, die selten ein Blatt vor den Mund nahm und Harris eine wertvolle Lektion erteilte. Ligaya ist eine kleine, grazile Frau Anfang fünfzig. Ich weiß nur wenig über sie. Sie stammt von den Philippinen; ihre Tochter lebt nach wie vor dort, während ihr Sohn hier in den Staaten ein Restaurant leitet. Ligaya arbeitet wie ein Pferd und ist durch nichts aus der Ruhe zu bringen. Auch bewahrt sie gegenüber Bubbies eine gewisse Förmlichkeit, indem sie ihn stets bei seinem richtigen Namen – James – nennt, als wolle sie ihm eine respektable Zukunft

sichern. Ligaya hat extra ihre Arbeitszeiten für uns geändert: Fünf Tage die Woche steht sie uns zwölf Stunden lang zur Verfügung – ein unverzichtbares Geschenk, speziell für ihren kleinen Zögling, der begeistert gluckst, wann immer er hört, wie sie die Haustür aufschließt. Niemand außerhalb der Familie war unmittelbarer von Amys Tod betroffen gewesen als sie. Trotzdem war das, was sie Harris und uns anderen gegenüber äußerte, völlig nüchtern und leidenschaftslos: »Ihr seid nicht die Ersten, die so etwas durchmachen, aber ihr seid wahrscheinlich eher in der Lage, damit fertig zu werden als die meisten anderen Leute.«

Bubbies hält Ausschau nach Amy, sagt »Mama«, wenn sein Blick auf Fotos von ihr fällt, und klammert sich an seinen Vater. Bubbies hat blondes Haar. Meist schweigt er und beobachtet seine Umgebung. Bin ich mit ihm allein, spielt er. Ich habe ihm beigebracht, wie man sich abklatscht, und wenn er seine kleine Hand in meine schlägt, stolpere ich quer durch den Raum, um ihm zu zeigen, wie stark er ist. Manchmal nimmt er sich einen Topf aus dem Küchenschrank, legt Müsliriegel hinein und verschließt den Topf sorgfältig mit

dem Deckel. Er versinkt völlig in dieser selbstgewählten Aufgabe. Kommt Harris in die Küche, lässt Bubbies alles stehen und liegen, läuft zu ihm und schlingt die Arme um seine Knie.

Jessie ist groß, ebenfalls blond und scheinbar stets gut gelaunt. Amy sagte immer, sie habe in ihrem ganzen Leben keinen optimistischeren Menschen kennengelernt. Jessie freut sich auf ihren Hip-Hop-Tanzkurs und auf ein Konzert, das die Schule zu Amys Gedenken gibt; sie freut sich darauf, Spenden für ein Gedenkstipendium an der medizinischen Fakultät der NYU zu sammeln, und auf den *Nussknacker*. »Zeig noch mal, wie der Nussknacker tanzt, Boppo«, sagt sie (die Kinder nennen mich »Boppo«, Ginny heißt »Mimi«). Ich improvisiere eine kleine Ballettnummer, die darin gipfelt, dass ich meinen Hintern wie die tanzenden Mäuse schwinge. Jessie freut sich auch auf unseren bevorstehenden Ausflug nach Disney World, den Amy und Harris bereits vor Monaten für sich und die Kinder geplant hatten. Wir überlegen, ob die Kinder im Sommer für ein, zwei Wochen nach Quogue kommen sollen. Jessie ist ganz aus dem Häuschen.

Sammy ist ebenfalls ziemlich groß für sein Alter, hat dunkles Haar und weit auseinanderstehende, grüblerische Augen. Er bringt mir ein Buch über einen Tausendfüßler, dann ein anderes – es ist rei-

ner Zufall, dass es sich im Haus befindet – mit dem Titel *Lebenszeiten: Wie man Kindern den Tod erklärt*. Dort steht: »Für alle Lebewesen gibt es einen Anfang und ein Ende. Dazwischen ist das Leben.« Die einzelnen Kapitel sind mit Bildern von Vögeln, Fischen, Pflanzen und Menschen illustriert. Sammy kuschelt sich in meinen Arm, während ich mich auf dem Sofa zurücklehne und ihm von der Schönheit des Todes vorlese.

Wie auch andere nichtreligiöse Familien picken wir uns die Rosinen unter den christlichen Feiertagen heraus, jene Feste, die Kindern am meisten Freude machen – Ostern wegen der Eier und der Hasen, Weihnachten wegen des Baums und der Geschenke. Typisch für Amy, dass sie für Weihnachten schon lange vorgesorgt und Geschenke für Jessie, Sammy und Bubbies gekauft hatte. Nun wurde der Weihnachtsschmuck – gekaufter und von Amy selbstgemachter – aus Kisten und Kästchen gekramt, darunter kleine Tonfiguren, die eine Familie darstellen, die in einer Reihe steht und Weihnachtslieder singt, Fotos, die Amys wachsende Familie im Lauf der Jahre zeigten, und Weihnachtsschmuck, den sie von Ginny und mir ge-

schenkt bekommen hatte. Den Baum hatten Amy und Harris am Morgen des Tages ausgesucht, an dem sie gestorben war. Während der ersten Trauertage blieb er draußen auf der Veranda im Vierzig-Grad-Winkel gegen einen Pfeiler gelehnt; der Stamm steckte in einem Eimer voll Wasser. Schließlich trugen wir ihn herein und versuchten, das Weihnachtsfest so normal wie eben möglich beginnen zu lassen.

Am Heiligabend bereitete Ginny einen schönen Truthahn für uns zu. John war aus New York zu Besuch gekommen, und ich las Jessie und Sammy *The Night Before Christmas* vor, wobei ich das Gedicht mit kleinen Späßen verfremdete und das eine oder andere Wort so betonte, als würde ich Anstoß daran nehmen, um mir ihre Aufmerksamkeit zu sichern. Im Jahr zuvor waren sie bereits bei der ersten Strophe unruhig geworden, diesmal hörten sie bis zum Ende zu. Als die Kinder schliefen, sahen wir uns ein paar von den Geschenken an, die ihnen der Weihnachtsmann bringen würde. Jessie glaubt noch an den Weihnachtsmann, weil sie an ihn glauben will. Sie bekam eine Puppe, Sammy neue Ausrüstung für seine Power Ranger und ein paar DVDs und Bubbies einen Hundewelpen mit Fernsteuerung, der laufen, sitzen und kläffen konnte. Harris kümmerte sich um das

Spielzeug, das erst zusammengebaut werden musste. In einer halben Stunde hatte er eine Carrera-Bahn aufgebaut; als junger Vater hatte ich für solche Dinge einen halben Tag benötigt. Den Baum hatte er bereits gemeinsam mit den Kindern geschmückt, so dass er sich nur noch um die elektrischen Kerzen kümmern musste.

Carl und Wendy verbringen Weihnachten mit ihren Jungs normalerweise bei Wendys Eltern in Pittsburgh; am Tag vor Heiligabend sahen sie bei uns vorbei. Carl und ich schenkten Harris Karten für das Golf-Masters-Turnier im April. Das hatte er sich schon seit Ewigkeiten gewünscht; wir hatten zwei Karten besorgt, damit er nicht allein gehen musste. Wie wir später erfuhren, hatte er geplant, das Masters im kommenden Jahr zusammen mit Amy zu besuchen, um so seinen vierzigsten Geburtstag zu feiern. Weil uns der Gedanke erst in letzter Minute gekommen war, hatten wir die Tickets lediglich reservieren können, weshalb Carl einen elegant gestalteten Gutschein mitbrachte, dessen Hintergrund das Masters-Gelände in Augusta bildete. Eigentlich hatten wir den Gutschein in einem grünen Sacko verstecken wollen, einem von der Sorte, wie sie auch die Sieger des Turniers bekommen, nur konnten wir leider keines finden. Am Ende hatten wir uns mit einer

olivgrünen Windjacke zufriedengeben müssen. Als wir sie Harris überreichten, bedankte er sich überschwänglich bei uns. Nachdem wir ihm erklärt hatten, einen Blick in die Innentasche zu werfen, förderte er unseren Gutschein zutage und stand einen Augenblick lang stocksteif da, ehe ihm Tränen über die Wangen liefen.

Es war Carls Idee gewesen, die Karten für das Masters zu besorgen. Auf was er alles kommt. In gewisser Weise vereinigt er Amys und Harris' Charakterzüge in sich – stets denkt er zuerst an andere, und dabei geht ihm alles spielend leicht von der Hand. Er hat das ehrliche, weiche Gesicht eines Menschen, der sofort Vertrauen erweckt und in dessen Gegenwart man sich an einem fremden Ort sofort wohl fühlen würde. Nach seinem Studium hat er sich zunächst als Sportjournalist versucht, was sich allerdings als Sackgasse erwies. Anschließend machte er Karriere in leitender Funktion bei verschiedenen Unternehmen, obwohl er nie ein Management-Studium absolviert hat. Er gibt seinen Mitarbeitern das Gefühl, gebraucht zu werden, und hat vollendete Umgangsformen. Er ist ein bewundernswerter Vater. Und er lernt schnell-

ler als jeder andere Mensch, den ich je kennengelernt habe. Als Dreijähriger hat er instinktiv das Bruchrechnen begriffen, indem er beim Autofahren die Unterteilungen am Tachometer betrachtete, während die Nadel langsam höher stieg. Wenn er in eine Berechnung vertieft war, runzelte er genauso die Stirn wie heute, wenn ich ihn bitte, mir irgendetwas Komplizierteres auszurechnen. Er scheint sich an jede einzelne Sekunde seiner Kindheit zu erinnern. Zudem sind seine Erinnerungen größtenteils positiv – schön für Ginny und mich, da wir uns meist nur an unsere Fehler erinnern. Wenn er sich daran erinnert, wie genervt Amy manchmal sein konnte, müssen wir lachen. Sein Haar wird langsam grau.

Es ist Januar 2008. Am späten Nachmittag sitzt Ginny auf dem Bett unseres Hotelzimmers in Disney World und hält Bubbies in den Armen. Endlich ist er eingeschlafen, nachdem er zwei Stunden lang draußen herumgetollt und durch nichts zu bewegen war, wieder in seinen Buggy zu steigen. Als ich gestern allein mit ihm unterwegs war, schlug er sich den Kopf an einer Mauer an, heulte ein paar Minuten lang wie angestochen, bestand

dann aber darauf, dass ich ihn herunterließ, um gleich wieder durch die winterliche Luft zu toben. So kalt war es hier in Florida schon seit Ewigkeiten nicht mehr.

Während Harris mit Jessie und Sammy zum Space Mountain fuhr, blieben wir bei Bubs, der einfach nicht zu zähmen war – »völlig außer Rand und Band«, wie Amy zu sagen pflegte. Schließlich wurde er müde, und ich trug ihn nach oben, wo er wieder Oberwasser bekam. Ich fütterte ihn mit Apfelstückchen, die aber zu hart waren, weshalb ich sie ein bisschen vorkaute. Nach ein paar Minuten schlief er dann doch ein.

Jessie war wegen des Ausflugs so aufgereggt gewesen, dass sie in ihrer Klasse lauthals verkündet hatte, wann sie fahren würden. An jenem Tag hatte Amy die Klasse ehrenamtlich betreut, und auch die Rektorin hatte auf einen Sprung vorbeigesehen. Als Jessie damit herausplatzte, an welchen Tagen die gesamte Familie nach Disney World fahren würde, musterte die Rektorin sie mit strengem Blick. »Daraus wird wohl nichts werden, Jessie«, sagte sie. »Das sind nämlich *Schultage*.« Während Amy, die am liebsten im Boden versunken wäre, sich halb hinter einem der Schultische duckte und Jessie mit einem schwachen Winken signalisierte, jetzt bloß nicht weiterzuplappern.

Das Licht vor dem Fenster ist matt und kalt. Der Fernseher ist aus. Vom Hotelflur dringt kein Geräusch zu uns herein. In Disney World ist es totenstill. Ginny sitzt mit dem Rücken zu mir auf dem Bett. Ich blicke auf ihren Hinterkopf und Bubbies' Haarschopf, der über ihre linke Schulter ragt.

Allmählich gewöhnen wir uns ein. Sonst waren wir nur für ein paar Tage, maximal eine Woche zu Besuch gekommen und kannten Amys und Harris' Haus nur als Gäste. Nun ist es auch unser Zuhause, vertraut und fremd zugleich. Wir erfahren, wie man die Glastür zwischen Küche und Veranda schließt. Wir erfahren, wie die Spülmaschine und das Thermostat funktionieren. Wir erfahren, wo die Werkzeuge, die Verlängerungskabel, Tesafilm und Glühbirnen aufbewahrt werden. Wir erfahren, in welche Schubladen die Sachen der Kinder kommen, wo sich ihre Lieblingsbücher und Spiele befinden. Aber da es zu Bubbies' Lieblingsbeschäftigungen gehört, alle naselang das Spieleschränken auszuräumen und den Inhalt der Schachteln auf dem Boden zu verteilen, gehen öfter die wichtigsten Teile verloren, so dass sich das mit den Spielen eigentlich auch schon wieder erledigt hat.

Ginny kümmert sich um das Wichtigste. Sie legt den Kindern ihre Sachen für den nächsten Tag heraus, achtet darauf, dass sich alle ordentlich die Zähne putzen, flechtet Jessies Zöpfe und hat ein Auge darauf, dass die Schulranzen gepackt sind. Sie hat wahrlich alle Hände voll zu tun. Harris hat ihr Amys Handy gegeben, und Ginny hat ihre eigene Message auf die Voicemail gesprochen: »Hi. Sie sprechen mit dem Anschluss 301 ...« – urplötzlich unterbrochen von einem lauten »Mimi!« aus dem Hintergrund. Jessie brauchte offenbar irgendetwas während der Aufnahme.

Ich springe zwischendurch ein, fahre die Kinder zu Freunden und Freundinnen oder kaufe im Supermarkt ein. Gelegentlich steuere ich eine Idee bei. Kurz nach Amys Tod habe ich das »Wort des Morgens« eingeführt. Vor dem Frühstück schreibe ich ein Wort auf einen gelben Post-it-Zettel, den ich an den Serviettenhalter auf dem Küchentisch klebe. Für gewöhnlich mache ich ein Spiel daraus, frage Jessie und Sammy, ob sie noch andere Wörter in dem Wort finden, oder garniere das betreffende Wort mit einer kleinen Zeichnung. Als ich das Wort »Reitturnier« wählte, zeichnete ich ein Pferd dazu, das sogar richtig nach Pferd aussah. Meist versuche ich mir ein Wort auszudenken, das Sammy noch nicht kennt, aber gleichzeitig nicht

zu einfach für Jessie ist. Gern denke ich mir auch Wörter mit einer besonderen Schreibweise aus. Einmal hatten wir das Wort »Myrrhe«. Sammy meinte, für den nächsten Tag solle ich mir etwas Lustiges einfallen lassen. Weshalb ich mich für »Furzkissen« entschied.

Meist wache ich lange vor den anderen auf, normalerweise gegen fünf Uhr morgens, und widme mich meinen Haushaltspflichten. Nachdem ich mir das Wort des Morgens ausgedacht, den Tisch für die Kinder gedeckt und die diversen Frühstücksflocken aus dem Schrank geholt habe, kümmere ich mich um den Toast. Ich nehme die Butter aus dem Kühlschrank, damit sie streichfähig wird, und stecke drei Stück Toast – Pepperidge Farm Hearty White heißt die Marke – in den Toaster. Bubbies und ich mögen ihn am liebsten mit Butter, Sammy mit Zimt und ohne Kruste. Kurz bevor die Kinder herunterkommen, röste ich die Scheiben, nehme sie aus dem Toaster und streiche Butter darauf.

Für gewöhnlich schläft Harris die halbe Nacht bei Bubbies. Wenn ich gegen sechs sein Zimmer betrete, sieht Bubbies mich zögerlich an, doch ich

begegne ihm mit einem wissenden Blick, und schon streckt er die Arme aus. »Toast?«, fragt er. Ich hebe ihn aus dem Bett, helfe ihm beim Waschen, ziehe ihm frische Sachen an und bringe ihn nach unten. So kann Harris zwanzig Minuten länger schlafen.

Sammy bleibt sachlich. Eines frühen Abends sehen wir zusammen eine TV-Serie. Eine Schauspielerin spielt eine Mutter. »Ich habe keine Mutter«, sagt er. Anfangs versuchten wir ihm zu erklären, dass Amy in unseren Gedanken und Erinnerungen weiterlebt. »Mommy ist immer bei uns«, sagte ich. Worauf Sammy fragte, wo genau sie denn sei. Er deutete in die Luft. »Ist Mommy dort?«, fragte er. Ja, sagte ich. Er wies in eine andere Richtung. »Und dort?« Ich nickte. »Sie ist immer bei uns, immer und überall. Wir können sie zwar nicht sehen, aber ihre Seele fühlen.« Er runzelte die Stirn. »Wo denn?«

Während sich Ligaya und Ginny um Bubbies und Sammy kümmern, bringe ich Jessie zur Bushaltestelle. Es ist ein diesiger grauer Morgen, und wir

stehen an der Ecke unserer Straße. Nacheinander kommen die Mütter aus der Nachbarschaft den Hügel herunter; ihre Kinder laufen neben ihnen her. Einige fangen mit einem spontanen Fußballspiel an. Jessie macht mit. Und eigentlich könnte man die Szenerie als beschaulich und nicht weiter bemerkenswert bezeichnen, wäre da nicht der einsame Großvater, der irgendwie nicht ins Bild zu passen scheint.

Mit ein bisschen Glück werden Ginny und ich erleben, wie die drei Kinder zu Erwachsenen heranreifen. Ich sehe Jessie als Teenager vor mir, als junges Mädchen, die sich nach zehn mit ihrem neuen Freund treffen will, mit dem Fuß aufstampft und uns anschreit, dass wir sowieso keine Ahnung haben. Heute aber trage ich ihren riesigen pinkfarbenen Ranzen und ihren kleinen Schirm mit den pinkfarbenen Schmetterlingen, bis sie in den Bus steigt. Dann sehe ich dem Bus hinterher und wünsche den Müttern um mich herum einen schönen Tag.

Das Haus, das Amy und Harris 2004 gekauft haben, ist eine sandfarbene, in den Sechzigern erbaute Villa im Kolonialstil – ein Haus mit Subs-

tanz, ein Heim fürs Leben. Die Mauern sind dick, die Dielen perfekt gelegt, die Eichen, Pappeln und Walnussbäume im Garten schon sehr, sehr alt. Obwohl sie in der Stadt aufgewachsen war, hatte sich Amy immer ein Häuschen im Grünen gewünscht. Harris ist in Bethesda aufgewachsen, auf die Burning Tree und die Walt Whitman High School gegangen, die nur knapp eine Viertelmeile entfernt liegt. Seine Verbundenheit mit seiner Heimatstadt kam Amy nur entgegen. Und wann immer Ginny und ich sie besuchten, riefen wir vom Auto aus an, wenn wir nur noch ein paar Meilen entfernt waren. Amy erwartete uns dann mit den Kindern vor der dunkelroten Haustür. Alle lächelten.

Als Ärztin praktizierte sie nur an zwei Tagen pro Woche, um sich mehr um die Kinder kümmern zu können. Sie war überaus fürsorglich – und stets für den Fall der Fälle gerüstet. Im Keller bewahrte sie jede Menge Pflaster, Bandagen, Servietten, Plastikbecher, Kaffeefilter, Tempos und Kleenex auf, dazu Batterien aller nur erdenklichen Größen. Ibuprofen haben wir immer noch in Hülle und Fülle.

Amy hatte ein Faible für Bräuche und Traditionen – eine Eigenschaft, die der Dichter William Butler Yeats sich auch für seine Tochter gewünscht hatte. Mit Fotos dokumentierte sie das erste Lebensjahr der Kinder und hängte sie fein säuberlich

gerahmt in die Kinderzimmer. Geburtstage plante sie liebevoll bis ins kleinste Detail. Für Jessie organisierte sie eine Piraten-Party und malte extra eine Schatzkarte; für Sammy und seine kleinen Freunde, die Bob der Baumeister spielen wollten, besorgte sie gelbe Plastikhelme. Zum letzten Thanksgiving-Fest kamen siebzehn Verwandte, darunter Dee und Howard, Harris' Eltern, seine ältere Schwester Beth und Wendys Eltern, Rose und Bob Huber. Viele Köchinnen, aber keineswegs zu viele, die allesamt unter Amys Regie in der Küche werkten. Harris, Howard, Bob, Carl, John und ich sahen Football, ehe Harris den Truthahn mit der Präzision des geborenen Handchirurgen tranchierte, ein Anblick, der ebenso beeindruckend wie beunruhigend war. Wir setzten uns an den Tisch und griffen nach unseren Gläsern. Im Vorjahr war Howard eine neue Herzklappe eingesetzt worden, und ich hatte mich einer Prostata-Operation unterziehen müssen. Harris hob sein Glas und stieß mit uns auf unsere wiedergewonnene Gesundheit an.

Harris' Gleichmut wirkt nicht aufgesetzt. Er ist ein kräftiger, hochgewachsener Mann mit breiten

Schultern, der mit Leichtigkeit alle drei Kinder gleichzeitig die Treppe hinaufträgt. Der Anblick seines Rückens macht mich traurig. Er leitet die orthopädische Abteilung im Holy Cross Hospital und operiert an zwei Tagen in der Woche. Zu Hause bespricht er mit Ginny und Ligaya die Termine der Kinder, spielt mit den Kleinen oder sieht sich mit ihnen *Sponge Bob* an. Er badet sie und bringt sie zu Bett.

An Amys Todestag saß er im Krankenhaus stumm neben ihrer aufgebahrten Leiche – eine Stunde, vielleicht auch länger. Über seine Gefühle spricht er nur selten. Oft unterhalten wir uns über Sport und Politik, sind dabei häufig einer Meinung. Wir reden viel über die Kinder. Ginny sagt, dass ihr jedes Mal schier das Herz bricht, wenn ich nicht da bin und sie abends allein mit ihm in der Küche sitzt. »Eigentlich müsste doch Amy dort sitzen«, sagt sie.

Er sagt, dass er wohl nicht wieder heiraten wird. Er ist sich selbst genug, ein Mann, der in seiner eigenen Welt lebt. Er repariert Lampen und Toiletten. Er kann sogar nähen. Elektrische Probleme behebt er im Handumdrehen. Er sorgt dafür, dass andere Menschen wieder ihre Hände benutzen können. Und er hat alles Menschenmögliche getan – die Kinder ermutigt, über Amy zu sprechen,

wann immer sie das Bedürfnis verspüren, und ihren Tränen freien Lauf zu lassen. Wann immer es nötig ist, besuchen er und die Kinder einen auf Trauerbewältigung spezialisierten Psychotherapeuten. Er steht in engem Kontakt mit Jessies und Sammys Lehrern. Aber natürlich hat er auch ein Recht auf ein eigenes Leben.

Nie wird es ihm zu viel. Stets hat er ein aufmunterndes Wort für alle übrig, und wenn er einmal nicht da ist, halten wir die Stellung. Eines Abends im Februar brachen Jessie und Sammy beim Zubettgehen in Tränen aus. Ginny und ich saßen im Wohnzimmer und hörten Harris' ruhige Stimme, wenn das Schluchzen der Kinder zwischendurch aussetzte. Schließlich verstummte ihr Weinen. Er kam wieder herunter, setzte sich an seinen Laptop und starrte mit leerem Blick auf den Bildschirm.

Ich trat zu ihm. »Hör zu«, sagte ich. »Wir werden nie darüber hinwegkommen. Aber die Kinder schon, ganz sicher. Solche Schicksalsschläge sind auch schon in anderen Familien vorgekommen.«

»Ich bin Wissenschaftler«, sagte er. »Es fällt mir schwer, mich mit dem Unaussprechlichen auseinanderzusetzen.«